

(Nachdruck verboten.)

14

Proletarier.

Von Christen Bundgaard.

Mit tiefem Abscheu betrachtete die Versammlung Martins Anstrengungen, sich aufzurichten. Aber als er sich endlich erhoben hatte und da stand, schmutzig und mit Blut beschmiert und sie dieses Dorfkind richtig sehen konnte, das wie ein verirrer Landstreicher hier auf ihren Pflastersteinen umgestürzt war, durchzuckte doch manche ein Gefühl des Mitleides.

„Komm her, mein Junge“ sagte der Schutzmann.

Martin sah sich wirre um. „Nein, nein, lassen Sie mich gehen, ich habe ja nichts getan“. Er versuchte, seitwärts abzuweichen, aber der Kreis umringte ihn dicht.

Und nun schlug ihm der Ausüßer der Gerechtigkeit mit einer Klaue in den Nacken, daß er sich unter ihr wand.

„Ach, so ist gemeint! Willst Du herkommen, Du Laban!“

„Ja, ja, ich werde schon . . . ach, lassen Sie mich gehen“, jammerte Martin.

„Kein Quatsch!“

So ging der Zug zur Wache.

Der Schutzmann hatte Martin an der Tacke gefaßt, um ihn beim Gehen zu stützen — aber der mürrische Lumpen kratzte allerdings bei dem Griff. Hinterher stürmte das ganze Gassenpublikum, denn es war ja immer ein Gaudium, wenn jemand zur Wache sollte.

„Hier lang“. Martin stolperte über eine Türschwelle.

Der Schutzmann öffnete eine Tür und stieß ihn vor sich her.

„Gebettelt?“ fragte der Wachtmeister und warf einen Blick auf die zusammengesunkene Gestalt.

„So besoffen, daß er nicht auf den Beinen stehen konnte — er hat einen Auslauf verursacht“ erklärte der Schutzmann.

Aber Martin stand wie gelähmt gegenüber diesen uniformierten Männern hier im Hause der Gerechtigkeit. Er fühlte sich zerschmettert unter dem gewaltigen Arm des Gesetzes, der über seinem Haupte ausgestreckt war — der ungeheuren, der geheimnisvollen Macht, die über allen schwebte, jedenfalls über allen armen Leuten. Wie eine Wolke über ihrem Glend.

Er war nicht imstande, zu denken, sich zusammenzunehmen, sich klar zu machen, was geschehen war, hatte nur ein Gefühl, daß alles vorbei war.

Wenn er nur Frieden, nur Ruhe bekommen könnte — in einem Winkel, einem Loch — — einem dunklen Ort, wo nie mehr ein Mensch zu ihm käme.

„Was spintisierst Du, gerade gehalten! Herunter mit den Pfoten, besoffenes Schwein!“

Martin versuchte gegen die Beschuldigung der Betrunktheit zu protestieren.

„Mund gehalten!“ donnerte der Wachtmeister

„Maul gehalten!“ wiederholte der Schutzmann und erzählte, wie der Bursche sich zur Wehr gesetzt und sich geweigert hätte, mit zur Wache zu kommen.

Wie aus den Wolken gefallen, starrte Martin diesen suffizanten Menschen an — — er vergaß die Heiligkeit des Ortes und schrie: „Das ist gelogen!“

Der Wachtmeister winkte mit der Hand: „Steckt ihn ins Loch, dann wollen wir schon weiter für ihn sorgen.“

Der Schutzmann, der Martin verhaftet hatte, stürzte sich wiederum auf seine Beute, assistiert von einem anderen, der nicht minder dienstfertig war.

Draußen in einem kalten und feuchten Flur kam ein Dritter dazu, ein dicker Mann mit einer ungewöhnlich rohen Fracke. Er zog ein Schlüsselbund aus der Tasche, und sie gingen noch ein paar Schritte. Dann wurde ein Schlüssel eingesteckt. Ein Schloß rasselte, eine Tür wurde aufgestoßen. Alles klang so laut in dem Raum mit den Zementmauern, selbst die Schritte auf dem Betonboden machten einen unnatürlichen Lärm.

Der eine der Männer, der Martin die ganze Zeit beim Fragen gehalten hatte, drängte ihn nun langsam rückwärts in die Zelle hinein und gegen eine dortstehende Britsche.

Die beiden anderen blieben in der Tür stehen und lachten selbstsam.

„Sagtest Du, es wäre gelogen? — Sagtest Du zum Wachtmeister, es wäre gelogen? Was? . . . Kannst Du morgen zum Polizeimeister sagen, daß es gelogen war . . . Straßenjunge . . . der Böse sollte Dir mit einem Donnerwetter Deinen Hals brechen, Du Herumtreiber . . . Du mißgestalteter Hund!“ Der Schutzmann spie das zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervor. „Dir sollte man eine herunterhauen, ja . . . so . . .“

Er rieb seine Handnöchel an Martins Gesicht, daß diesem das Blut aus Mund und Nase floss. „So, steh jetzt stille . . . steh nur, hier tut Dir keiner was! Bete jetzt Dein Abendgebet, dann helfe ich Dir ins Bett. Dastehen . . . mehr ans Bett . . . so, jetzt die Hände gefaltet.“

In demselben Augenblick und schnell wie der Blitz verfezte er dem armen Kerl eine solche Ohrfeige, daß er auf die Matraze stürzte und liegen blieb.

Der Inspektor grunzte vergnügt, der andere Beamte wollte sich vor Lachen ausschütten.

„Das war, der Teufel friskassiere mich, gut ausgewischt! Hahaha! Schlaf gut und träume süß!“

Die Tür schlug zu und bald darauf war auf dem Flur vor der Detentionszelle alles still.

Gegen die Nacht hin erhob Martin mühsam seinen schmerzenden Kopf von der harten Matraze. — Wasser — Wasser — — oh, bloß einen Schluck Wasser!

Er wandte sich nach der anderen Seite und blickte ins Dunkel hinaus.

Sekunde auf Sekunde schlich dahin. Eine ferne Uhr ließ ihre zwölf Mitternachtsschläge hören, weit, weit draußen in der Stille der Nacht.

Noch saß er in derselben Stellung, auf den letzten Ton lauschend, der schon längst erstorben war.

Da fuhr er zusammen. Es lachte jemand. Er hörte es deutlich. Hier drinnen bei ihm, in derselben Zelle. Er war nicht allein. Jetzt wieder das Gelächter, erst leise: Sibihi. Dann laut und schallend: Hohoho! — — Dann wieder Stille. Lange, beängstigende Stille.

Er fühlte, wie ihm der Atem fast versagte und die Augen in der Finsternis fast zersprangen.

„Wer ist das?“ brachte er endlich heraus. Keine Antwort. — — Es furrte in seiner Gesichtshaut vor Angst. Aber dann — — nach kurzer Zeit erklangen schwere schleppende Schritte auf dem Fußboden. Jemand tappte sich die Wand entlang und näherte sich seinem Lager. Nun stand der Fremde still und wand sich. Martin hörte die stöhnenden Atemzüge und dann wieder die unheimlichen, schleppenden Schritte dicht neben ihm.

Ein menschliches Wesen beugte sich über ihn, tastete an seinen Füßen und seinen Körper hinauf. Das Blut erstarrte ihm zu Eis, er schrie und schrie — — aber er war stumm — eine namenlose Angst hatte ihm die Zunge gelähmt.

War es der Geist eines hingerichteten Mörders, der hier haufte? Pflegte er nicht zu der Zelle zurückzukehren, wo er die letzte Schreckensnacht allein und mit allen Visionen des Todes und der Angst verbracht hatte?

Eine Hand mit kalten schlottrigen Fingern glitt ihm übers Gesicht. Die Hand des Toten.

Ein Körper kroch auf das Lager und legte sich zu ihm. Zwei magere Arme wurden um seinen Hals geschlungen und zogen seinen Kopf herab — und nicht ein Glied war er imstande zu rühren, um sich gegen die schreckliche Umarmung zu wehren.

Aber das mystische Wesen preßte ihn an sich, drückte ihn fester und fester, wie in wilder Freude darüber, daß es ihn nun endlich gepackt hatte. Sein feuchter Atem schlug ihm ins Gesicht und ließ ihn fast ersticken.

Aber dieses Wesen lachte die Nacht hindurch wahnsinnig und sein Menschengeweul klang häßlicher als irgend ein Laut, den ein Tier in der Nacht ausstoßen kann.

Als der Wärter in die Zelle trat, war die eine Britsche leer. Aber auf der anderen ward seinen Augen ein Anblick, daß selbst dieser rohe Bursche zurücktaumelte.

Ueber den Rand der Britische hinaus hingen Martins Arme und Oberkörper. Das auf ihn fallende spärliche Frühlicht beleuchtete in häßlicher Weise die in fürchterlichem Schreck erstarrten Gesichtszüge. Quer über ihn lag eine schmutzige und zerlumpte Gestalt, das halb nach oben gewandte Gesicht gegen die schwarze schmierige Matratze gedrückt, mit starren Augen, weit geöffnetem Munde und schwer röchelnden Atemzügen. Es war der Mann, der am vorhergehenden Abend in der Zelle untergebracht worden war. In der Nacht war es geschehen, daß er in seinem deliririschen Zustande sich auf Martin geworfen und mit ihm auf dem Lager herumgewirtschaftet hatte.

Als der Wärter sich von seinem Staunen erholt, ging er zu dem betrunkenen Strolch und riß ihn mit einem Griff ins Zimmer hinein.

Der Verrückte, der auf eine so unsanfte Weise aus seinem Dufel gerissen wurde, krümmte den Rücken wie ein Gorilla, stieß einige häßliche Kehllaute aus und drang auf seinen Feind ein, dessen Eisenfäuste ihn indessen bald zum Schweigen brachten und in eine Ecke trieben.

Martin war mehr tot als lebendig, als er hinuntergeführt wurde.

„Na,“ sagte der Polizeimeister, „mit Rücksicht auf die polizeilichen Gepflogenheiten dürfte er ja nicht so leicht davonkommen, aber — man muß sich auch wirklich hin und wieder von der humanen Seite zeigen.“ Er blickte Martin wieder an. „Lassen Sie ihn ins Armenhaus schaffen, Da gehört er gewiß hin.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Spiele in der Tierwelt.

Von Dr. Th. Zell.

Daß Tiere gern miteinander spielen, weiß jeder, denn selbst in einer Großstadt hat man auf Plätzen, die Rasenflächen aufweisen, häufig Gelegenheit, zu beobachten, daß Hunde solche Stellen mit Vorliebe zum Spielen benutzen. Wie bei den Menschen ist es auch hier die Jugend, die fast immer zum Spielen aufgelegt ist, während das mürrische Alter zu solchen „Kinkerlitzchen“ wenig geneigt ist. Wenn daher ein Hund alle Aufforderungen eines tüppischen Hundebabys zum Spielen beharrlich ablehnt, so kann man schon aus diesem Umstande vermuten, daß man einen alten Herrn oder eine alte Lante vor sich hat. Auf dem Lande kann man auch bei anderen Tieren die Spiellust der Jugend bewundern, so bei Kälbern, Füllen, jungen Ziegen, jungen Katzen usw.

Neuerdings hat Professor Groos ein Buch über die Spiele der Tiere veröffentlicht. Er teilt diese folgendermaßen ein. Zunächst behandelt er das Experimentieren der Tiere, das vorliegt, wenn beispielsweise ein Hundebaby seine Zähne am Holze übt, oder eine junge Katze mit dem Schwanz der Mutter spielt. Dann folgen die Spiele der Orisveränderung, also z. B. Schaukeln bei den Affen, Flugkünste bei den Vögeln usw. Einen besonders großen Raum nehmen die Jagdspiele ein. Nebenbei werden noch die Baukünste, die Pflegespiele, z. B. das Bemuttern anderer Tiere, und die Nachahmungsspiele behandelt.

Mit echt deutscher Gründlichkeit geht Professor Groos auch der Frage zu Leibe, weshalb Tiere eigentlich spielen. Da werden die verschiedenen Theorien erörtert, ob es aus Kraftüberschuß, aus Erholungssucht, aus Instinkt und ähnlichen Gründen geschieht. Mir will es immer bedenklich erscheinen, wenn man eine so weit verbreitete und häufig auftretende Erscheinung, wie das Spielen, auf einen einzigen Grund zurückführen will. Gewiß spielen junge Tiere hauptsächlich um deswillen, damit sie später die Herrschaft über ihre Glieder besitzen und zum Kampfe ums Dasein gerüstet sind. Deshalb muß das Raubtier in der Jugend bereits spielend lernen, wie man die Beute belauert und erhascht, umgekehrt muß der Pflanzenfresser sich rechtzeitig darin üben, sich vor seinen Feinden zu retten. Aber warum sollen erwachsene Tiere, die sich gefälligst haben, nicht aus Langerweile spielen, wie das bei Menschen so häufig der Fall ist? Warum sollen nicht gesundheitliche Beweggründe instinktiv bei Tieren wirksam sein, die bewusst den Großstädter in vielen Fällen veranlassen, sich dem Sport zu widmen? Wie sehr sich mangelnde Bewegung bei Tieren rächt, davon weiß doch jeder ein Lied zu singen, der in einer großen Stadt das Vergnügen hat, Hundebesitzer zu sein.

Mag man nun auch in vielen Punkten anderer Ansicht sein wie der Verfasser, so ist es jedenfalls ein hohes Verdienst von Professor Groos, ein arg vernachlässigtes Gebiet zum ersten Male systematisch behandelt zu haben. Wer sich mit dem Tierleben nicht beschäftigt hat, der staunt gewiß darüber, wie vieles von dem, was er bisher für eine besondere Eigentümlichkeit des Menschen hielt, sich auch in der Tierwelt vorfindet. Einige Proben, wie Tiere miteinander spielen, sind gewiß am Platze. Die Flugspiele der Rabenkrähe schildert der alte Drehm folgendermaßen:

„Ihr Flug hat mit dem der Koltraben Ähnlichkeit, ist aber langsamer und schlechter . . . Doch schwebt die Rabenkrähe nicht selten, dies geschieht besonders bei stürmischer Bitterung gegen Abend. Die ganze Gesellschaft setzt sich dann in Bewegung und hält eine Art von Spazierflug. Alle einzelnen wiegen und schwenken sich dann in der Luft mit der größten Leichtigkeit, steigen und senken sich mit bewundernswürdiger Geschwindigkeit und schweben große Strecken. Sie wählen oft an Bergen stehende Bäume, von denen aus die ganze Bewegung beginnt, und bleiben halbe Stunden lang an derselben Stelle, indem sie sich bald dem Boden nähern, bald weit davon entfernen, durcheinander fliegen und einander necken. Sie scheinen dann mit dem Winde ein Spiel treiben zu wollen.“

Sehr interessant sind die Tanzspiele einer amerikanischen Riebihart, die uns Hudson folgendermaßen beschreibt: „Es handelt sich hierbei um einen Riebih, der dem europäischen Riebih ähnlich, aber um ein Drittel größer, heller gefärbt und mit Sporen an den Flügeln versehen ist. Zu dem „Tanze“, den diese Vögel aufführen und der nach Hudsons Meinung einzig in seiner Art ist, gehören drei Individuen. Die Vögel lieben das Spiel so sehr, daß sie es das ganze Jahr hindurch aufführen, sowohl bei Tage als auch in Mondnächten. Wenn man ein Paar (sie leben in Paaren) eine Zeitlang beobachtet, so wird man sehen, wie einer von einem benachbarten Paare sich erhebt und zu jenem hinüberfliegt, die ihn sofort mit allen Zeichen der Freude empfangen. Sie gehen dem Besucher entgegen und stellen sich hinter ihm auf. Hierauf beginnen alle drei in gleichem Schritt schnell dahin zu marschieren, indem sie dabei im richtigen Takt trommelnde Töne ausstoßen. Dann hört der Marsch auf; der Führer hebt seine Schwingen und steht nun immer noch laut singend aufrecht und unbeweglich da; die anderen beiden aber bleiben mit aufgesträubtem Gefieder genau in einer Front hinter ihm stehen, bücken sich vorwärts und abwärts, bis ihre Schnabelspitzen den Boden berühren, und verharren eine Weile, nur noch leise murmelnd, in dieser Stellung. Dann ist die Aufführung beendet, und der Besucher kehrt zu seinem eigenen Gehegnossen zurück, um später selbst einen solchen Besuch zu empfangen.“

Die Vorliebe für das Schaukeln muß bei den Affen außerordentlich groß sein, denn Pechuel-Loesche erzählt uns von einem besonders klugen Affen, der sich selbst eine Schaukel verfertigte. „Eine zahme Meerlauge, die von den Teilnehmern der Loango-Expedition auf ihrer Station gehalten wurde, besaß eine ganz auffällige Vorliebe für das Schaukeln, die dieser Affe in kluger Weise zu befriedigen wußte. An einem ihm erreichbaren Baume, an einem Hüttenbuche und an einer Schlafstange hatte er eine Anzahl Hervorragungen oder Einkerbungen aufgefunden, die er zweckvoll benutzte, um seine sehr lange Leine durch Einklemmen oder Umwickeln zu befestigen und sich am freien Ende nach Herzenslust hin und her zu schwingen. Dabei ging er mit bewundernswürdiger Ueberlegung zu Werke und bemasß z. B. die Länge seines Strickes genau nach den Anforderungen; ein einmal erprobtes Befestigungssystem wandte er sofort wieder an, auch wenn ihm erst nach Monaten dazu abermals Gelegenheit geboten wurde.“

Scherzhafte Wägereien unter Tieren sind etwas ganz Gewöhnliches. Von zwei Vielfraßen schreibt Drehm: „Etwas lustigeres und Vergnügteres, als diese beiden Geschöpfe sind, kann man sich nicht denken. Nur äußerst selten sieht man sie kurze Zeit der Ruhe pflegen; den größten Teil des Tages verbringen sie mit Spielen, die ursprünglich durchaus nicht böse gemeint zu sein scheinen, bald aber ernster werden und gelegentlich in einen Zweikampf übergehen, bei dem beide Reden Gebiß und Zähne wechselseitig gebrauchen. Unter lauem Wiedergewendem Geläch, Geturr und Geheul rollen sie übereinander weg, so daß der eine bald auf dem Rücken, bald auf dem Bauche des anderen liegt, von diesem abgestützt und nun seinerseits niedergeworfen wird, springen auf, suchen sich mit den Zähnen zu packen, zerrn sich an den Schwänzen und tollern von neuem ein gutes Stück über den Boden fort.“

Auch mit anderen Tieren balgen sich manche Geschöpfe. So besaß Wedmann einen zahmen Waschbären und schildert in anschaulicher Weise, wie dieser sich mit seinem großen Hühnerhunde balgte. „Mit ihm,“ sagte er, „hatte jener Waschbär ein Schutz- und Trutzbündnis geschlossen. Er ließ sich gern mit ihm zusammenkoppeln, und beide folgten ihrem Herrn Schritt für Schritt, während der Waschbär allein selbst an der Leine stets seinen eigenen Weg gehen wollte. Sobald er morgens von der Kette befreit wurde, eilte er in freudigen Sprüngen, seinen Freund aufzusuchen. Auf den Hinterfüßen stehend, umschlang er den Hals des Hundes mit seinen geschmeidigen Vorderpfoten und schmiegle den Kopf höchst empfindsam an; dann betrachtete und betastete er den Körper seines vierbeinigen Freundes neugierig von allen Seiten. Es schien, als ob er täglich neue Schönheiten an ihm entdeckte und bewunderte. Etwaige Mängel in der Befahrung suchte er sofort durch Leden und Streichen zu beseitigen. Der Hund stand während dieser oft über eine Viertelstunde dauernden Ruftierung unbeweglich mit würdevollem Ernste und hob willig einen Lauf um den andern empor, sobald der Waschbär dies für nötig erachtete. Wenn letzterer aber den Versuch machte, seinen Rücken zu besteigen, ward er unwillig, und nun entspann sich eine endlose Wägerei, wobei der Waschbär viel Mut, Kaltblütigkeit und erstaunliche Gewandtheit zeigte. Seine gewöhnliche Angriffskunst bestand darin, dem ihn an Größe und Stärke weit überlegenen Gegner in einem unbewachten

Augenblick unter die Gurgel zu springen. Den Hals des Hundes von unten auf mit den Vorderpfoten umschlingend, schleuderte er im Nu seinen Körper zwischen jenes Vorderbeinen hindurch und suchte sich sofort mit den beweglichen Hinterpfoten auf dessen Rücken oder an dessen Seiten fest anzuklammern. Gelang ihm letzteres, so war der Hund kampfunfähig und mußte nun versuchen, durch anhaltendes Wälzen auf dem Rücken sich von der inbrünstigen Umarmung seines Freundes zu befreien. Zum Lobe des „Schupp“ sei erwähnt, daß er den Vorteil seiner Stellung niemals mißbrauchte. Er begnügte sich damit, seinen Kopf fortwährend so dicht unter die Kehle des Hundes zu drängen, daß dieser ihn mit dem Gebisse nicht erreichen konnte.“

Schließlich sei noch das allerliebste Spiel einer Marder-mutter angeführt, das Müller beobachtet hat. „Die Mutter.“ sagt er, „ist auf das angelegentlichste bemüht, den Kindern vorzuturnen. Ich habe Gelegenheit gehabt, dies einige Male zu sehen. In einem Parke stand eine fünf Meter hohe Mauer in Verbindung mit einer Scheune, in welcher ein Marderpaar mit vier Jungen hauste. Zurzeit der einbrechenden Dämmerung kam zuerst die Alte vorsichtig hervor, sah sich um und lauschte, schritt sodann langsam, nach Art der Katzen, einige Schritte weit auf der Mauer dahin und blieb dort ruhig sitzen. Es verging eine Minute, ehe das erste Junge erschien und sich neben sie drückte; ihm folgte rasch das zweite, das dritte und vierte. Nach einer kurzen Pause völliger Regungslosigkeit erhob die Alte sich bedächtig und durchmaß in fünf bis sechs Sägen eine lange Strecke der Mauer. Mit eiligen Sprüngen folgte das kleine Volk. Plötzlich war die Alte verschwunden, und, kaum meinem Ohre vernehmlich, hörte ich einen Sprung in den Garten. Nun machten die Kleinen lange Hälse, unentschlossen, was sie tun sollten. Endlich entschieden sie sich, einen an der Mauer stehenden Pappelbaum benutzend, hinaufzuklettern. Kaum waren sie unten angelangt, als ihre Führerin an einer Hollunderstaude wieder auf die Mauer sprang. Diesmal wurde das Kunststück ohne Zögern von den Jungen nachgeahmt, und erstaunlich war es, wie sie den leichteren Weg in raschem Ueberblick zu finden wußten. Nunmehr aber begann das Rennen und Springen mit solchem Eifer und in so halbdreschischer Weise, daß das Spielen der Katzen und Füchse mir dagegen wie Kinderspiel verkam. Mit jeder Minute schienen die Jöglinge gelehrter, gewandter und entschlossener zu werden. An Bäumen auf und nieder, über Dach und Mauer hin und zurück, immer der Mutter nach, zeigten diese Tiere eine Fertigkeit, welche zur Genüge andeutete, wie sehr die Vögel des Gartens künftig vor ihnen auf der Hut werden müssen.“

Merkwürdig ist es, daß Professor Groos bezweifelt, daß auch niedere Tiere miteinander spielen. Er hält diese Spiele für zu wenig erwiesen. Huber ist wohl der erste gewesen, der darauf hinwies, daß man bei Ameisen Nest- und Ringspiele beobachten kann. Seine Angaben fanden jedoch wenig Glauben. „Auch ich,“ sagt A. Forel, „habe trotz der Genauigkeit, mit welcher Huber seine Beobachtung beschreibt, Mühe, es zu glauben, ehe ich es selbst gesehen hatte.“ Eine Kolonie der Pratenis jedoch gab ihm mehrmals Gelegenheit dazu, wenn er sich vorsichtig näherte. Die Spielenden ergrißen sich gegenseitig an den Füßen oder Kinnladen, rollten miteinander auf der Erde, wie es spielende Knaben zu tun pflegen, zogen sich einander in die Eingänge ihrer Kuppel, um so gleich wieder daraus hervorzukommen usw. Alles dies geschah ohne Zorn oder ohne daß Gift ausgesprochen wurde; es war deutlich, daß es sich nur um freundschaftliche Begegnungen handelte. „Ich gestehe,“ sagte Forel, „daß die Sache denjenigen abenteuerlich erscheinen muß, der sie nie gesehen hat, namentlich wenn man bedenkt, daß der Reiz der Geschlechter hier nicht im Spiele sein kann.“

Während ich nachstehendes niederschreibe — anfangs September — kann ich beobachten, wie sich die Fliegen unter der Hängelampe in meinem Zimmer stundenlang damit vergnügen, durcheinander zu fliegen. Wozu machen sie das? Die Paarungszeit ist vorüber, da der Sommer zu Ende geht. Hierwan abgesehen, habe ich noch niemals beobachten können, daß bei den Fliegen lange Liebeswerbungen üblich sind. Mit Recht nimmt man also an, daß sie spielen, dann werden es die viel höher stehenden Ameisen doch erst recht tun. Viel bekannter sind noch die Tanzspiele der Mücken, die Wilhelm Jordan in einem schönen Liede besungen hat, in dem es heißt:

„Sei mitleidssoll, o Mensch! Zerdrücke
Dem Käfer nicht die goldne Brust,
Und gönne selbst der kleinen Mücke
Den Sommeranzug, die kurze Luft.“

Ein Wasserwürmchen lag im Moore,
Vom Himmel träumend, süßlos, blind.
Da wächst ihm Fuß und Aug; am Röhre
Ersteigt es Lüfte warm und lind.

Von Sommerglut getrocknet springen
Die Gliederkranken; blaue Höhn
Erstreckt's auf zart gewobnen Schwingen
Und summt: Wie schön, wie wunderschön!

Nun ist's in seinen Himmelsreichen!
Sein höchstes Glück — ein Tag umspannt's.
So gönnt ihm nun mit feinesgleiden
Den Eschenor im Abendglanz.

Man wird also mit Recht annehmen dürfen, daß Spiele nicht nur bei höher organisierten Tieren vorkommen, sondern selbst bei den Insekten zu beobachten sind.

(Nachdruck verboten.)

Der Goldfasan.

Von Lisa Wenger-Krug.

Die Türe des Hühnerhofes knarrte. Man schob ein goldenes Etwas herein. Es flatterte herum, kreischte, beruhigte sich und sah sich um. Es war ein Goldfasan.

Er überblickte die Hühner und Enten, die ihn verwundert anstarrten, senkte hochmütig die Augenlider, hob den Schnabel und sagte: „Ich bin ein Goldfasan!“ Dann sah er sich um, welchen Effekt seine Worte auf die Hühner gemacht hatten.

„Freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen!“ sagte der Hahn im Ramen aller. „Ein ausgebläserer Kerl,“ dachte er dabei.

„Ein recht gewöhnlicher Patron,“ urteilte der Fasan über den Hahn. Er ging langsam auf und ab, seine Schwanzfedern schleiften auf der Erde und seinen goldenen Kragen schob er unaufhörlich nach vorn, erst links und dann rechts. Dann sah er sich wieder um, was wohl die Hühner dazu sagten. Er konnte zufrieden sein.

„Ein ausnehmend vornehmer Vogel,“ sagte die Gelbe. „Das ist etwas anderes als unser Hahn,“ gluckste die Graugesprenkelte.

„Du, siehst man, daß mein Kamm erstoren ist? Ist er blau?“ fragte ein großes schwarzes Huhn, mit riesigem Kamm.

„Nein,“ sagte die Gelbe. Aber man sah es doch. „Sieh, wie trübselig sich unser Hahn ausnimmt, den herrlichen goldenen Federn des Fasans gegenüber! Der muß reich sein!“

„Und vornehm!“ sagte die Graugesprenkelte.

Ein sehr schönes, weißes Huhn mit großem roten Kamm spazierte am Fasan vorbei. Es war des Hahns Lieblingshenne. Der Goldene machte seine schönsten Wüdlinge, schob den Kragen unaufhörlich nach vorne, daß es glänzte und glänzte.

„Wie herrlich ist Ihr Gefieder, schöne Italienerin.“

„Bitte!“ sagte sie und rautschte mit den Federn.

„Und welch herrliches Rot schmückt Ihren Kamm! Nie sah ich dergleichen!“ rief feurig der Goldfasan.

„Bitte!“ gluckste verschämt das Huhn.

„Gehören Sie dem Hahn hier?“ fragte der Goldfasan.

„Ja, bis jetzt!“ sagte das Huhn. Des Goldfasans Krage schmolte nach vorn, er blies sich auf, er raffelte mit den Federn und schüttelte sich. Er funkelte förmlich!

„Wenn ich Sie zu einem Gang durch die Wiesen einladen dürfte?“ sagte er.

„Ach bitte, ja!“ gackerte schmelzend das Huhn. Sie gingen. Durch das hohe Gras glänzte es golden und schimmerte es weiß.

Der ganze Hühnerhof sah den beiden nach.

„Es hört einfach alles auf,“ sagte eine behäbige Henne mit zehn schwarzen Rücken, „einfach alles!“

„Und begreifst Du, daß er unter allen gerade die weiße ausgewählt hat? Das dumme Ding, daß wie Bohnenstroh!“ fragte ein junges, schwarzes Hühnchen.

„Aber Schneeweiß!“

„Schneeweiß! Dem Hahn gefällt schwarz besser!“

„Was willst Du denn mehr! Oder hätte der Goldene dort auch schwarz schöner finden sollen?“

Der Hahn stand auf dem Mist und scharrte Körner heraus und Regenwürmer für seine Hühner. Er krächte laut und schmetternd, daß man es über zwei Wiesen hören konnte! Stolz überflogen seine Augen seine wohlgenährte und wohl gebütete Schaar.

„Hahn! Du solltest auch so glänzende Federn haben,“ sagte eines der Hühner und betrachtete geringschäßig die schön gebogenen, grünen Sichel des Fasans.

„Und einen bronzenen Rücken!“ kritisierte ein zweites.

„Und einen goldenen Krage!“ piepste das junge Hühnchen.

„Ich bin, wie ich bin,“ sagte der Hahn, „wer fort will, kann gehen!“

„Sei nur nicht gleich so groß,“ schalt das graugesprenkelte Huhn, das vorhin dem Goldfasan zugehört hatte, als er mit dem weißen Huhn sprach, „wir wollen uns das nicht gefallen lassen!“

Das schneeweiße Huhn kam zurück mit seinem Begleiter. Die ganze Hühnergesellschaft umstand den glänzenden Vogel und bewunderte ihn.

Gravitatisch kam der Hahn geschritten.

„Fasan! Das weiße Huhn gehört zu mir! Du mußt mit mir darum kämpfen!“ Der Fasan war kein Feigling. Er blähte sich und stellte sich in Positur.

Lange standen sie so, Auge in Auge, den Hals gestreckt, die Sporen bereit. Dann schossen sie aufeinander los und hackten sich mit den Schnäbeln. Und plötzlich standen sie wieder unbeweglich einander gegenüber.

Goldene und grüne Federn lagen herum, und goldene und grüne Federn flogen in der Luft um die zwei Kämpfer.

Leise gackernd und glucksend standen die Hühner im Kreise herum. Die Schneeweisse tat, als gehe sie die Sache nichts an. Sie gerbarte einen Regenwurm und schielte dabei unter ihrem Kamm hervor nach Hahn und Fasan.

Plötzlich ertönte ein sonderbarer, krähender Schrei, der Hahn taumelte, kreischte, flatterte, und lag auf der Erde. Blut lief über die Federn des Halses und färbte sie dunkelrot. Er zuckte, schlug mit den Flügeln und wurde still. Dann schnappte er nach Luft und war tot.

Es erhob sich ein großes Gegacker, ein Wehklagen und Jammern und Piepsen.

„Wer sucht uns nun die Käfer! Und die guten, zarten Regenwürmer? Wer beschützt uns vor dem Habicht? Wer? Wer?“

„Ich bin nun euer Beschützer“, sagte der Goldfasan, und die Hühner gaben sich rasch zufrieden.

Das schneeweiße stand neben ihm und strich zärtlich eine Feder glatt an seinem goldenen Halsstragen.

„Ich liebe Dich ewig!“ sagte der Goldfasan zu ihr. Das italienische Huhn schloß die Augen vor Glück.

Am nächsten Tage war der Goldfasan verschwunden.

Die Hühner sahen ganz verstört auf dem Mist und sahen hinüber in den Nachbarshof, wo unter Fasanen, Pfauen und bronzernen Puten der Goldfasan herumspazierte, ohne auch nur einmal den Hals nach der verlassenen Schar zu drehen.

Die Schneeweiße flog auf den Baum, sah sehnsüchtig hinüber und glückte!

Der Fasan sah sie, senkte die Lider, hob den Schnabel und schob seinen Stragen vor! Dann ging er mit seiner goldenen Gefährtin weiter.

Lautlos stand das arme Weiße auf dem Baum. Dann streckte es den Kopf unter die Flügel und rührte sich nicht mehr.

Dicht zusammengedrängt saß die verwaiste Hühnerschar auf dem Mist. Dann sagte eine: „Wenn wir doch unseren Hahn wieder hätten!“

„Ja,“ sagte die Graugespreckelte, „nun können wir uns unsere Käfer selber suchen!“ Und eifrig begannen sie alle zu scharren!

Kleines feuilleton.

Völkerverkunde.

Arbeitsgefänge der Kongoneger teilt der belgische Major Delhaise mit, der längere Zeit unter ihnen gelebt hat. Daß der Gesang ursprünglich zur Rhythmisierung und damit zur Erleichterung der Arbeit dient, also ökonomischen Ursprungs ist, hat Karl Bücher in seinem Buche „Arbeit und Rhythmus“ nachgewiesen. Die von Delhaise aufgenommenen Gefänge lauten in deutscher Uebersetzung:

Gefang der Frauen beim Getreidemahlen.

„Ich mühe mich hier ab, um Mehl zu machen,
Aber mit wem werde ich es essen?
Ich habe nicht Gemüse noch Fleisch.
Und ich habe keinen Sklaven, mein Mahl zu bereiten.
Ihr, Männer, wenn ihr Frauen habt,
Die nichts zu tun haben,
Sagt ihnen, daß sie mir helfen sollen.“

Gefang der Männer bei der Feldarbeit.

„Meine Mutter hat mich geboren, daß ich das Feld bebaue,
Sie gab mir eine Hacke, daß ich das Feld baue.
Ich werde nicht von hier gehen,
Wobor das ganze Feld fertig sein wird.
Wer vorüber gehen wird, wird sagen,
Ja, das ist ein Mann,
Er kann arbeiten!“

Gaustwirtschaft.

Die Konservierung von Obst. Versuche zur Konservierung von Obst haben den Gartenbaukommissär von Kalifornien Mr. Ellwood Cooper zu einem interessanten und einfachen Verfahren geführt. Mr. Cooper füllt Kisten aus Papierstoff, die er mit Asphaltnad getränkt und so luftundurchlässig gemacht hat, mit Obst und verschließt sie bis auf eine kleine Oeffnung. Eine größere Anzahl von solchen Papierstoffkisten wird in einen großen eisernen Behälter gebracht, aus dem nun die Luft herausgepumpt wird. Der luftleere Behälter wird nun mit Stickstoff gefüllt. Die kleine Oeffnung an den Papierstoffkisten wird nun versiegelt und zwar so lange die Kisten noch in dem eisernen Behälter sind; dann werden mehrere der Kisten in kräftige Holzverschlüsse gepackt und sind nun versandfähig. Das Fehlen von Luft verhindert die Fäulnis und tötet Bakterien. Versuche, die man mit Äpfeln, Birnen, Trauben, Kirichen usw. angestellt hat, ergaben das glänzende Resultat, daß das Obst noch nach 6 Monaten völlig frisch war ohne Fäulnis und daß Obst, welches in angefaultem Zustande verpackt worden war, nicht weiter in Fäulnis übergegangen war. Es ist klar, daß dieses Verfahren infolge seiner Billigkeit und Sicherheit berufen ist, eine große Rolle zu spielen und es ist nicht ausgeschlossen, daß es sich auch auf andere Nahrungsmittel ausdehnen läßt.

Astronomisches.

Was sind Sternströmungen? Die Bedeutung dieser Bezeichnung, die der Astronom Dyson zum Titel eines Vortrags vor dem Astronomischen Institut in Edinburgh gemacht hat, ist nicht leicht zu erraten. Der Forscher meint damit die Bewegungen, die von den Fixsternen innerhalb des Weltalls ausgeführt werden, und ihre Anordnung nach gewissen Richtungen. Der Name Fixstern beweist, daß die Entdeckung dieser Bewegungen überhaupt eine Errungenschaft der Neuzeit ist. Der erste, der auf Grund eines Vergleichs zeitgenössischer Beobachtungen mit denen, die Claudius Ptolemäus im zweiten Jahrhundert nach Christi niedergelegt hat, den Schluß zog, daß die Fixsterne ihren Namen nicht verdienen, war der große englische Astronom Halley, der schon im Alter von 22 Jahren (1678) die hohe wissenschaftliche Würde eines Mitglieds der Royal Society in London erhielt. Heute weiß jeder Gebildete, daß sich auch diese Sonnen des Weltgebäudes bewegen, und zwar vielfach mit ganz unvorstellbar großen Geschwindigkeiten, die dem Auge des Menschen nur wegen der ungeheuren Entfernung so lange verschleiert geblieben waren. Weitere große Fortschritte brachten dann die Arbeiten von William Herschel, Argelander, Bradley und Bessel und in neuester Zeit dann die Anwendung des Spektroskops, namentlich durch Huggins und Vogel, auf Grund des berühmten Dopplerschen Prinzips. In dieser kurzen historischen Uebersicht verdient noch die Tatsache Erwähnung, daß William Herschel zuerst im Jahre 1783 aus dem Umstand, daß die Bewegungen einer Anzahl von Fixsternen fast nach einunddemselben Himmelspunkt gerichtet waren, folgerte, die Sonne selbst sei mit samt ihrem Gefolge von Planeten nach dem entgegengesetzten Punkt des Himmels in Bewegung. Die neueren Forschungen hatten nun schon gezeigt, daß auch nach Abzug dieser scheinbaren Bewegung der Fixsterne, die gewissermaßen als Spiegelbild der Verschiebung des ganzen Sonnensystems eintritt, manche Sterngruppen eine auffallende Gleichmäßigkeit in ihren Ortsveränderungen zeigen. Beispielsweise bewegen sich von den 7 Hauptsternen des Großen Wären 5 in gleicher Richtung, und ebenso erscheinen die Elemente des Siebengestirns, der Plejaden, in gleicher Weise aneinander gebunden. Mit dem weiteren Fortschritt der Beobachtungen haben sich noch mehr Beispiele solcher „Sternströme“ ergeben. Großes Aufsehen erregte dann in den letzten Jahren Professor Kapteyn durch den Inhalt eines Vortrags, den er im Jahre 1905 während der Versammlung der Britischen Vereinigung zur Förderung der Wissenschaften in Kapstadt gehalten hatte. Dieser verdienstvolle Astronom stellte nämlich nach seinen Beobachtungen die Behauptung auf, daß sich die Fixsterne, bei denen eine Eigenbewegung bisher nachgewiesen worden ist — es sind deren 4—5000 — in zwei großen Strömungen bewegen. Professor Dyson hat diese merkwürdige These gründlich nachgeprüft und berichtet jetzt, daß er sie durchaus bestätigt gefunden hat. Bei diesen neuesten Beobachtungen sind auch Sterne in Rücksicht gezogen worden, die bei den früheren noch nicht beachtet waren.

Aus dem Gebiete der Chemie.

Die Größe eines Atoms, der kleinsten angenommenen Einheit eines Elements, pflegte der jüngst verstorbene Lord Kelvin, der auf manchen Gebieten wohl als der größte Gelehrte seiner Zeit bezeichnet werden kann, durch den Vergleich mit einem Wassertropfen zu veranschaulichen. Wenn man sich vorstellt, ein Wassertropfen möge sich bis zur Größe der Erdoberfläche ausdehnen, dann würde ein Atom daneben in einer Größe erscheinen, die zwischen einer Murre und einer Billardkugel schwänke. Auf Grund dieses Vergleichs kommt man schon zu der richtigen Auffassung, daß es dem menschlichen Auge wohl für alle Zeiten unmöglich bleiben wird, ein Atom wahrzunehmen, obgleich das Mikroskop mit den allerneuesten Hilfsmitteln schon bis zur Sichtbarmachung von Molekülen in einzelnen Fällen vorgegedungen zu sein scheint, was freilich von gewichtigen Stimmen noch bestritten wird. Um die Größe eines Atoms in ein deutliches Licht zu stellen, hat Professor Brashear im „English Mechanic“ noch ein neues Mittel gewählt. Man denke sich ein wingiges Gefäß von nur einem Kubikzentimeter Inhalt mit Wasserstoffatomen gefüllt, so würden in runder Zahl 525 Oskillionen darin Platz finden. Unter der Annahme, daß diese Atome sich mit einer Geschwindigkeit aus dem Gefäß herausbewegen, die einem Tausend von ihnen in jeder Sekunde den Ausgang verschafft, so würden doch 17 Quintillionen Jahre vergehen, ehe das kleine Gefäß leer geworden wäre. Hoffentlich hat sich der Herr Professor nicht verrechnet. Wer ihn kontrollieren will, muß beachten, daß Professor Brashear die amerikanische Unart angenommen hat, eine Billion nicht als eine Million Millionen, sondern als 1000 Millionen zu bezeichnen. Dieser Brauch ist wesentlich nur zu dem Zweck aufgefunden worden, damit ein Besitzer von 1000 Millionen sich Billiardär nennen könne, wie denn auch die Ehre eines Milliardärs schon einem Besitzer von nur 100 Millionen Dollar zufällt. Die 525 Oskillionen sind also eine Ziffer, in der auf die 525 noch 27 Nullen folgen, und die 17 Quintillionen Jahre bedeuten eine Siebzehn mit 18 Nullen dahinter. Nach nicht amerikanischem Brauch würde die erste Ziffer in Worten durch 525 000 Quadrillionen und die zweite durch 17 Trillionen wiederzugeben sein. Auch diese Angaben werden immerhin genügen, einen Respekt vor der Kleinheit des Atoms zu erzeugen.